**Abonnementspreis**
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit" einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6582) pro Vierteljahr M. 2.25. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

**Redaktion**
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

**Inserate**
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mindestens dreimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 10 Pf. Inserate müssen bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition angegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

**Expedition:**
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 273. | Dresden, Mittwoch den 26. November 1902. | 13. Jahrg.

## Ein wunderlicher Heiliger.

Ein wunderlicher Heiliger ist und bleibt doch Eugen Richter, der edle Ritter vom deutschen Freisinn. Aus Angst darum, daß ihn die anderen Parteien angehörigen Bürgerlichen — und das ist ja in allen Fällen die Mehrzahl — bei der nächsten Stichwahl gegen einen Sozialdemokraten elend durchfallen lassen würden, hat er bekanntlich mit den Agrariern im Reichstage Blutsbrüderschaft geschlossen und beteiligt sich gar nicht mehr oder nur sehr lau und widerwillig an dem Kampfe gegen den Zollwucher. Dabei trieft er aber von guten Lehren für die Sozialdemokratie, deren konsequenter Widerstand gegen die Pläne der Rechten ihm natürlich nicht eben angenehm ist; jede Nummer der Freisinnigen Zeitung enthält einen neuen Artikel, in dem Eugenius haarklein nachweist, daß eigentlich die Sozialdemokratie an dem ganzen Zollwucher schuld sei — weil sie Widerstand leistet! Denn durch den Widerstand, so meint der Tiefsinnende, werden die Gegner einander in die Arme getrieben. Man fragt sich erstaunt, warum denn der Meister solcher Weisheit dreißig Jahre Oppositionsführer gewesen ist, wenn er weiß oder zu wissen glaubt, daß durch Opposition die Gegner gestärkt werden?!

Das Tollste leistet sich Richter in seinem Angriff auf unsere Partei wegen ihrer Abstimmung für den durch das Amendement Trimborn abgeschwächten Verwendungsantrag zu Gunsten der Witwen und Waisen. Er behauptet nämlich: wenn die Sozialdemokratie gegen den Antrag Trimborn gestimmt hätte, nachdem der Kommissionsantrag durch den Umfall des Zentrums gescheitert war, dann wäre dieser nicht angenommen worden; damit wäre aber zugleich auch für einen großen Teil des Zentrums das ganze Gesetz unannehmbar geworden, mit anderen Worten: die Zollvorlage wäre jetzt gescheitert!

Das ist natürlich dummes Zeug. Gerade der Antrag Trimborn ist ein „Stein des Anstoßes": er ist für die Regierung unannehmbar; der Schatzsekretär braucht Geld, das Hundertmillionendefizit ist da; man nehme ihm durch Spezialgesetze nach Art des Antrags Trimborn das Verfügungsrecht über die Zollerträgnisse oder die Aussicht, ihrer durch Erhöhung der Matrikularbeiträge auf einem Umwege habhaft zu werden — unterpfeift auf das ganze Gesetz! Und mit ihm die anderen Regierungen. Was aber das Zentrum anlangt, so wäre es heilfroh, wenn wir ihm den Antrag Trimborn niedergestimmt hätten. Dann wäre draußen im Lande der Ruf ertönt: „da seht einmal, wir guten Zentrumsleute wollten den Witwen und Waisen helfen, aber die bösen Sozialdemokraten wollten das nicht und haben uns vergewaltigt!" Auf Nimmerwiedersehen wäre der Antrag verschwunden, wenn wir Sozialdemokraten dagegen gestimmt hätten. Und die Brotwucherer hätten freie Bahn gehabt. Nein, die Sozialdemokratie ist weder so dumm noch so gewissenlos, um sich zu der Höhe Eugen Richterscher Politik aufzuschwingen. Dieser edle Ritter von St. Manchester hält anscheinend den Zentrumsantrag für eine Eingebung reines Herzens und edelster Menschenliebe; wir beurteilen die Sache etwas anders, und drucken hier deshalb noch nachträglich einen Beitrag eines unserer Mitarbeiter ab, der nur infolge eines Zufalls nicht mehr rechtzeitig zu der zweiten Lesung des § 11 des Zolltarifgesetzes veröffentlicht werden konnte.

Die Abhandlung ist überschrieben: In der Klemme, und lautet:

In der Wohnung des Reichstagspräsidenten haben die Helden des agrarischen Kompromisses bei Braten und Wein über ihren Rückzug beraten. Die nächsten Tage werden uns bereits manchen Aufschluß darüber geben, wie weit die Verständigung zwischen dem gemäßigten und dem unmäßigsten Brotwucher gediehen ist. Wird hier, in der zweiten Lesung, auch noch nicht das letzte Wort gesprochen, so verdient die Haltung, die die Zentrumspartei zu ihrem sogenannten „Verwendungsantrag" einnehmen wird, doch unter allen Umständen die aufmerksamste Beachtung.

Bekanntlich hat das Zentrum in der Zollkommission beantragt, daß alle Erträge aus den Zöllen auf Roggen, Weizen, Spelz, Gerste, Hafer, Rindvieh, Schafe, Schweine, Federvieh, Fleisch, Butter, Käse, Eier, Mehl und sonstigen Müllereierzeugnissen, die die Durchschnittserträge von 1895—1902 übersteigen, zur Durchführung einer Witwen- und Waisenversorgung verwendet werden sollen. Bis zum Inkrafttreten eines besonderen Gesetzes seien die Mehrerträge für Rechnung des Reiches anzusammeln und vorläufig anzulegen.

Auch heute braucht von dem, was seiner Zeit von sozialdemokratischer Seite zur Kritik dieses Vorschlages vorgebracht wurde, kein Wort zurückgenommen werden. Es handelt sich um einen ganz plumpen, demagogischen Schwindelversuch, und Herr Trimborn hat das in der Kommission auch mit einer gewissen Treuherzigkeit zugegeben, wenn er meinte, der Zollkampf würde durch diesen Vorschlag an Schärfe verlieren. Die Handlungsweise des Zentrums hat eine schlimme Aehnlichkeit mit jenen milden Stiftungen, die von gewissen Wohltätern der Menschheit allemal dann gespendet werden, wenn ein ebenso gewinnbringendes wie überreichendes Geschäft zu stande gekommen ist. Die regierende Partei mußte sich vom verfassungsrechtlichen Standpunkte aus sagen, daß eine solche Bindung des Reichstags und des Bundesrats für die Zukunft kaum zulässig sei. Sie konnte vom finanztechnischen Standpunkte aus sich nicht verhehlen, daß es ganz und gar nicht angehe, ein wichtiges Versicherungswerk auf den schwankenden Erträgen einer Zwecksteuer zu begründen. Und selbst der Anschein, als ob es sich darum handle, das Volk für außerlegte Opfer zu entschädigen, läßt sich nur vor einem völlig gedankenlosen Publikum aufrechterhalten. Denn die Hauptbelastung des Volkes besteht keineswegs in den bar zur Reichskasse gezahlten Zöllen, sondern in den Preisaufschlägen, die die inländischen Getreideerzeugenten nach Erhöhung der Zollschranken vornehmen wollen. Kann ein Zehntel dessen, was dem Volke durch die Lebensmittelzölle genommen werden soll, würde ihm durch die Witwen- und Waisenversorgung zurückgegeben werden.

Unter solchen Umständen könnte man sich wohl fragen, ob die sozialdemokratische Fraktion überhaupt Anlaß hätte, diesem aufgelegten Schwindel durch ihre Zustimmung einen gewissen Kredit zu verleihen. Bekanntlich haben die Sozialdemokraten in der Zollkommission sich vergeblich bemüht, einen besseren Sinn in den Zentrumsvorschlag zu bringen, indem sie beantragten, die versprochene Versorgung solle aus dem Wolkenkuckucksheim der Versprechung auf die feste Erde herabgehelt werden: sie solle zugleich mit dem Zolltarife in Kraft treten.

Trotzdem muß dringend gewünscht werden, daß der Vorschlag des Zentrums bei der zweiten und dritten Lesung des Zolltarifs im Plenum aufrechterhalten und in das Gesetz aufgenommen wird. Er wird nach verschiedenen Richtungen hin sehr nützlich wirken, wenn auch die Wirkungen, die wir von ihm erwarten, seinen Urhebern am wenigsten willkommen sein dürften.

Zunächst ist er für die Reichsregierung eine höchst nützliche Lektion. Zu den geheimen Gründen, die sie zur Aufstellung des vorliegenden Tarifentwurfes bestimmten, gehört unzweifelhaft auch der, daß sie im Interesse der zerrütteten Finanzen des Reiches ein Geschäft zu machen hoffte. Heer und Flotte haben dem Reichsschatzmeister schon die Haare vom Kopfe gerissen, und dem berüchtigten „Deckungsparagraphen" des Flottengesetzes zum Trotze rüstet man sich dazu, neue Tabak- und Bier steuern einzuführen. So wie die Tarifreform vom Jahre 1879 mit ihren erhöhten Getreidezöllen gleichzeitig eine Finanzreform in Bismarcks Sinne war, so ist auch die Tarifreform von 1902 der Anfang einer neuen Finanzreform in Bismarcks Geiste. Da ist es denn sehr erfreulich und sehr lehrreich anzusehen, wie gerade die regierende Partei des Reichstags aus parteidemagogischen Gründen dem Reichsfiskus einen großen Teil der Vermittlungsgebühren aus dem Brotwuchergeschäfte streitig macht. Gingen der Zentrumsvorschlag in zweiter und dritter Lesung durch, so würde der Reichsregierung, wie man im Schwäbischen zu sagen pflegt, „die ganze Leich' keine Freude mehr machen", ihr Interesse für das Zustandekommen des Tarifes wäre erheblich abgeschwächt.

Wir Sozialdemokraten können uns gegen die Gründe, die die moderne Finanzwissenschaft gegen das System der Zwecksteuern (das die Einnahmen nach ihren Ausgabezwecken getrennt halb) anzuführen weiß, gewiß nicht verschließen. Kommt einmal die Witwen- und Waisenversorgung wirklich zu stande, dann müssen eben die Summen, die sie erfordert, von Reichs wegen aufgebracht werden, und niemand wird danach fragen dürfen, aus welchem Topfe sie kommen. Das Sympathische an dem Vorschlage des Zentrums ist also nicht der angebliche Zweck, zu dem ein Teil der Zollgelder verwendet werden soll, sondern die Ausschließung anderer Zwecke, vornehmlich der Militär- und Marinezwecke. Es muß endlich dafür gesorgt werden, daß das Anwachsen der Heeres- und Flottenlasten den besitzenden Klassen direkt fühlbar wird, und daß sie ihre Marinevergnügen, zum Teile wenigstens, unmittelbar aus der eigenen Tasche bezahlen müssen.

Der Antrag des Zentrums ist bekanntlich in der ersten Lesung der Kommission abgelehnt worden. In der zweiten Lesung wurde er trotz der beweglichen Klagen des Herrn v. Thielmann durch eine Zufallsmehrheit von 14 gegen 13 Stimmen angenommen. Wäre Herr Beumer nicht für die Regierung unzeitig verschwunden, so hätte auch die zweite Lesung zu einem negativen Ergebnis geführt.

Im Plenum steht nun die Entscheidung über diesen wichtigen Punkt auf des Messers Schneide. Eine lebhafte und ausgedehnte Debatte über die sehr verwickelte Frage, die ausführliche Darlegung versicherungstechnischer und finanzpolitischer Gesichtspunkte, wird wohl trotz der Vorgewaltigungsgelüste der Rechten diesmal kaum zu umgehen sein, da ja das Zentrum die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen kann, zur „Milderung des Zollkampfes" einige Redensarten beizutragen. Es wird aber gut sein, wenn man das Zentrum mehr nach seinen Taten als nach seinen Reden beurteilen wird. Die Annahme ihres eigenen Antrages in der Kommission dürfte für die Herren vom Zentrum selbst ein nicht geringer Schrecken gewesen sein. Sie haben diesen Vorschlag gemacht in der sicheren Erwartung, daß er von ihren Zollfreunden einfach niedergestimmt wird. Nun ist es aber bei dem „schönen Jagdwetter", das sich in diesen Tagen vorzubereiten scheint, gar nicht unmöglich, daß die „Zollanker" in der entscheidenden Sitzung nicht übermäßig zahlreich vertreten sein werden. Man darf also darauf gespannt sein, wie dieser — Karte laufen wird!

Auf die Hilfe der freisinnigen Fraktionen läßt sich nicht rechnen. Die Freisinnige Volkspartei war bei immer sehr antimilitaristisch gesinnt und hätte allen Grund, einen Antrag zu unterstützen, der dazu geeignet ist, dem Militarismus den Brotkorb ein wenig höher zu hängen. Herr Eugen Richter hat aber in der letzten Zeit dem Zentrum so viel zuliebe getan, daß er es unmöglich in seine Verlegenheit stürzen kann, die ihm die Annahme des Verwendungsantrags bereiten würde. Die Freisinnige Vereinigung bleibt, trotzdem sie sich im Zollkampfe bisher etwas tapferer gehalten hat, die Partei der Nummerierer, die heraus und oder es werden wollen. Sie hat sich seiner Zeit unter des verstorbenen Rickert Führung von der Volkspartei getrennt, um sich Hurra die neuen Militärvorlagen zu schlucken. Man muß sich also auf ihre Gegnerschaft gefaßt machen.

Für den Verwendungsantrag bleiben also die wenigen Zentrumsleute nicht gerechnet, nur die Sozialdemokratie und das Zentrum. Zusammen Leute genug, um unter Umständen eine Majorität zu bilden. Natürlich muß aber das Zentrum bei dieser Gelegenheit durch möglichst vollzählige Anwesenheit seiner Vertreter beweisen, wie ernst

## Es lebe die Kunst!

**Roman von Klara Viebig.**

(45. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Elisabeth hatte wehmütig gelächelt, als ihr Mann ihr ankündigte: „Nun können wir in Deine Heimat reisen, ich habe Urlaub." Vor Wochen hätte diese Botschaft ein belebendes Feuer in ihr angefacht, jetzt nickte sie nur: „Das ist lieb von Dir!" Sie sagte nicht: „Ich freue mich!" Mit einer gewissen Lässigkeit betrieb sie die Vorbereitungen zur Reise. Sie wäre kaum fertig geworden, wenn Mile nicht mit Feuereifer gewaschen, geplättet und gepackt hätte. Die Alte war selig in dem Gedanken, noch einmal dahin zu kommen, wo sie, wie sie zutraulich zu dem Herrn sagte, „ihre besten Jahre verlebt hatte". Ebel hörte sie dem Kinde von der Mutterkuh, von den schönen Blümchen, von der guten, guten Milch erzählen, von dem großen Wald, wo Erdbeeren wachsen, so süß, wie es sonst gar keine mehr giebt. Ihre knarrige Stimme bekam dabei einen ganz melodischen Klang. Ebel mußte lächeln — Heimat, das war ein Zauberwort, das Alte jung macht und Betrübte froh — hatte es denn für Elisabeth gar keinen Reiz mehr? Vor Wochen noch hatte sie sich gesehnt, jetzt schien sie keiner lebhaften Empfindung mehr fähig zu sein. Sie war sanfter als sonst, von einer liebenswürdigen Nachgiebigkeit, wie sie nur Schwachen eigen ist. War sie körperlich leidend? Ihre Augen waren ohne Glanz, und sie hatte einen Teint, wie ein bleichsüchtiges Mädchen.

Mit einer gehaltenen, ihr sonst fremden Ruhe erledigte sie, was zu erledigen war; es berührte Ebel eigentümlich, wenn er sah, wie sie aufräumte, wegpackte, einkampierte, als hätte sie nie für anderes Interesse gehabt. Als er am letzten Tag vor der Abreise nach Hause kam, fand er sie vor ihrem Schreibtisch. Sie saß am Boden, zerrissene Papiere waren um sie herumgestreut, in dem einen Seitenschränkchen lagen schon schön geordnete Bündel mit Bindfaden fest umschnürt. Jetzt räumte sie nicht weiter. Wie lange mochte sie schon so dagesessen haben, ein dünnes blaues Heft, anscheinend ein Schulheft, in der Hand, den verträumten Blick unverwandt darauf gerichtet?

„Was hast Du da?" fragte er.

Sie schrak zusammen. „Mein erster Versuch." — sie hob das Heft in die Höhe, ein leiser Schmerz zuckte über ihr Gesicht — „ich schrieb hier auf — — hier hinein — — früher — — —." Hastig warf sie's in den Kasten zu den Bündeln und schloß fest zu. „So." Langsam stand sie auf, steif von dem unbequemen Sitzen. „Nun habe ich abgeschlossen."

Wenn sie sich doch nur ein wenig auf die Reise gefreut hätte! Es war das erste Mal seit vier Jahren, daß sie wieder in die Freiheit hinausfam, in die wirkliche Freiheit, wo die Bäume wachsen, wie sie wollen, nicht sorgsam umhegt, zum Zählen vereinzelt, wie die Bäume im Grunewald.

„Denke, Du wirst wieder Korn wachsen sehen und Vögel singen hören," sagte er. „Du wirst Blumen pflücken können, Du liebst sie ja so. Wir wollen in der Wiese liegen und tüchtig im Wald spazieren gehen; wir besuchen alle Deine alten Bekannten im Dorf. — Freust Du Dich denn gar nicht?"

„Oh ja," klang es müde.

„Du wirst mir die Plätze zeigen, wo Du als Kind gespielt hast?"

„Oh ja."

„Du windest einen Kranz aus Heidekraut, wir legen ihm dem Onkel aufs Grab!"

„Ja!" sagte sie lebhafter; und dann düster: „Ich gehe über ein Grab!"

Sie sah so traurig aus; das Wort erstarb ihm im Munde, er sagte nichts mehr.

Nun war der Morgen der Abreise da, ein schöner, lichter Morgen, an dem der Großstädter mit sehnsüchtigen Augen den Wagen nachschaut, die, mit Gepäck beladen, zur Eisenbahn rollen. Die Droschke hielt vor der Thür, die Koffer waren aufgeladen, Mile saß schon auf dem Rücksitz, das strampelnde Kind auf ihrem Schoß; noch waren die Bäckchen des kleinen Wilhelm blaß, aber der Sommerwind des freien Landes würde schon Rosen darauf erblühen lassen. Ebel hatte alles besorgt; nun wartete er unten. Elisabeth kam noch immer nicht herunter, sie hatte oben zuschließen wollen; das zweite Mädchen war zu seinen Eltern gereist.

Er sprang noch einmal hinauf. Da stand sie in der verödeten, kampferdurchduftenden Wohnung, alle Jalousien waren geschlossen. Spiegel und Polstermöbel hatte man verhangen, der Sofateppich war zusammengerollt; da stand sie unweit ihres Schreibtisches mit hängenden Armen, den Kopf gesenkt, schlapp fiel der graue Reisemantel an ihr herunter. Sie hatte ihres Mannes Schritt nicht gehört; jetzt drehte sie den Kopf, einen langen, langen Blick warf sie auf den Platz, wo sie so oft gesessen — es war ein Abschiedsblick. Ebel wollte sie nicht stören, geschwind huschte er vor ihr die Treppe hinunter. Da kam sie nach, er hörte sie zuschließen.

„Komm, Elisabeth, komm, wo bleibst Du?!"

„Ich komme." Schwer tappte ihr Schritt die Treppe hinunter. Sie trat auf wie jemand, der eine Last trägt. Nun war sie bei ihm. Er nahm sie bei der Hand; so gingen sie die letzten Stufen miteinander.

Auf dem Bahnhof erwartete sie Heider; er hatte sich's nicht nehmen lassen, hier noch einmal den Freunden Lebewohl zu sagen. Elisabeth hatte sonst von niemandem Abschied genommen; bei dem Gedanken an Besuche hatte sich ihre Stirn verfinstert und ein nervöses Frösteln sie überlaufen. An einem Tag hatte sie schon Hut und Handschuhe angehabt, um zu Kettemachers zu gehen — Frau Julie hatte sich wohl einen Dank verdient, die war so oft dagewesen! — aber unten an der Hausthür war sie wieder umgekehrt, nein, sie konnte nicht hingehen! Sie stieg wieder die Treppe hinauf, legte sich aufs Sofa und verträumte apathisch ein paar Stunden.

Heider hatte ein paar Rosen für Elisabeth und eine Tüte für den kleinen Wilhelm mitgebracht. Elisabeth war seltsam weich, er auch; immer wieder streifte sein Blick sie von der Seite — wie blaß, wie still! Ihr wehmütiges Lächeln mit dem kaum merklichen Zucken der Mundwinkel schnitt ihm ins Herz. Sie gingen auf dem Bahnsteig hin und her; Ebel trug den Kleinen auf dem Arm, nun blieb er mit ihm vor dem Automaten stehen und zauberte eine Tafel Schokolade daraus hervor, während Mile aufgeregt das Handgepäck bewachte.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021126/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG